Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 187. **Sonnabend** den 13. April 1901. 95. Jahrgang.

Die Wirren in China.

Die letzten Meldungen.

* **Peking**, 12. April. Feldmarschall Graf Waldersee und das gesammte deutsche Officiercorps wohnten heute dem Leichenbegängnisse des Hauptmanns Bartsch bei. Der Sarg wurde auf einer Lafette nach der Begräbnißstätte gebracht, er war mit Blumen reich geschmückt. Der Divisionspfarrer Becke hielt die Trauerrede. Am offenen Grabe wurde sodann ein Trauersalut abgegeben. Von den Mördern fehlt noch jede Spur. (Berl. Loc.-Anz.)

* **Peking**, 11. April. Eine aus vier Amerikanern und vier Chinesen bestehende Räuberbande ist von dem Verbindungsposten in Tungkusu (westlich von Tientsin) aufgegriffen worden. (Köln. Ztg.)

* **London**, 13. April. (Telegramm.) Die „Times" berichten aus Shanghai: In einem Schreiben der britischen Regierung an den Vicekönig von Nanking wird seinem Patriotismus und der Hartnäckigkeit, mit der er gegen das Mandschurei-Abkommen Einspruch erhoben hat, Anerkennung gezollt, und er zu dem erzielten Erfolge beglückwünscht.

* **Yokohama**, 12. April. (Reuter's Bureau.) Die japanische Regierung hat die Erhebungen wegen der Höhe der von China zu fordernden Entschädigung abgeschlossen und den Betrag festgesetzt, doch wird darüber strengstes Stillschweigen beobachtet. Die betreffenden Schriftstücke werden dem japanischen Gesandten in Peking erst entsandt werden, wenn die Ansichten der übrigen Mächte bekannt sind, doch verlautet, der Betrag sei genau auf Grund der Japan entstandenen Kosten berechnet.

Englisch-amerikanische Preßlügen.

* **Peking**, 23. Februar. Es versteht sich von selbst, daß die Ankunft der europäischen Post von uns Allen, die wir hier draußen zeitweilig oder dauernd unserem Beruf zu Liebe wie in der Verbannung leben, jedes Mal mit großer Spannung erwartet und mit lebhafter Freude begrüßt wird. Jedes Mal aber wird uns das Vergnügen vergällt durch die Wahrnehmungen, die wir über das Treiben gewisser fremder Berichterstatter hier machen müssen. Jede Post bringt uns neue Beweise dafür, mit welcher Gewissenlosigkeit hiesige Correspondenten die öffentliche Meinung in Europa und Amerika zu betrügen versuchen, zu Gunsten ihrer eigenen nationalen oder parteiischen Sonderzwecke und auf Kosten unseres guten deutschen Rufes. Man hat es ja längst an mancherlei Anzeichen gemerkt, daß die hervorragende Stellung, die der deutschen Regierung und den deutschen Streitkräften aus der Entwickelung der Dinge hier draußen erwachsen ist, vielen fremden Neidern ein Dorn im Auge ist, gegen den sie sich mit den unwürdigsten Mitteln zu wehren versuchen. Zunächst mußte die vom deutschen Reiche seit der Ermordung des Frhrn. v. Ketteler verfolgte Politik herhalten. Sie wurde als blutdürstig verschrien, und ihre in Peking gestellten Forderungen sollten mehr zur Hemmung als zur Förderung der Friedensverhandlungen beigetragen haben. Dann kam der deutsche Oberbefehl an die Reihe, dem die unglaublichsten Uebergriffe nachgesagt wurden, und schließlich die deutschen Truppen, die nach den Schilderungen jener Presse nur aus rohen Henkersknechten und geldgierigen Räubern zusammengesetzt schienen. Da mußten wir zu unserem Staunen lesen, daß die Deutschen hier unschuldige Männer und Frauen erschießen, wirkliche Boxer aber laufen lassen oder gar absichtlich aus den Gefängnissen ins Freie setzen, daß ihre Tyrannei aus den deutschen Vierteln Pekings öde Wüsteneien gemacht hat, aus denen die armen deutschen Soldaten zu den englischen und amerikanischen Vierteln herübergehen müssen, wenn sie mal einen lebendigen Chinesen sehen oder gar etwas kaufen wollen. Auf Jemand, der von Anfang an die Thätigkeit der deutschen Diplomatie und des deutschen Oberbefehls an Ort und Stelle und aus der Nähe hat beobachten dürfen, sind ja alle solche Berichte fremder Journalisten nicht der Widerlegung werth, sie kennzeichnen sich selbst als das Geschreibsel unfähiger Sensationsmenschen oder das heimtückische Lügengewebe böswilliger Verleumder. Eine der plumpesten Meldungen, die seit Langem von draußen hierher zurückgekommen sind, ist aber die kürzliche Nachricht des Laffanschen Telegraphenbureaus von dem Zwist zwischen dem deutschen Gesandten und dem Feldmarschall, die miteinander in Rangstreitigkeiten gerathen wären. Wer das von Anfang zwischen Herrn v. Mumm und dem Grafen Waldersee bestehende dienstlich ersprießliche und persönlich herzliche Verhältniß am dritten Ort zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, kann über solche Märchen nur lachen. So lange aber der drahtliche deutsche Nachrichtendienst noch in so beschämender Weise vom Auslande abhängig ist, dürfen wir uns nicht wundern, wenn man unsere Schwäche auf unsere Kosten ausnutzt und nach dem allerprobten Satze: „semper aliquid haeret" an unserm Ruf Verleumdungskünste übt. (Köln. Ztg.)

Der Krieg in Südafrika.

Englische Verluste.

„Die lange Verlustliste von der Front" — so schreibt die Londoner „Daily News" unter dem 10. dss. Mts. — „die heute Morgen veröffentlicht wird, bildet einen trüben Commentar zu den optimistischen Versicherungen derjenigen Leute, die uns glauben machen wollen, daß mit unserer Armee in Südafrika Alles gut stehe. Die Verlustliste schließt in sich 13 Mann, die in Gefechten gefallen oder ihren Wunden erlegen sind, 23, die an Krankheiten gestorben sind — „entrisches Fieber, wo nicht anders bemerkt" —, 19 Verwundete und über 150 Schwerkranke — wiederum „enteisches Fieber, wo nicht anders bemerkt". Diese Liste ist sicherlich traurig genug und erstreckt sich über das ganze Operationsfeld. Sie giebt indessen offenbar kein vollständiges Bild von dem wahren Zustande der Armee, denn sie erwähnt nicht die sehr große Anzahl von Leuten, die, obgleich nicht unter die Classe der „Schwerkranken" zu rechnen, doch zu krank und schwach sind, um ihre Pflichten erfüllen zu können. Man kann mit Sicherheit auf jeden Mann, der als Schwerkranker bezeichnet wird, wenigstens fünf andere Leute rechnen, die in die Krankenliste aufgenommen worden sind. Es ist hoch an der Zeit, daß die Regierung eine Erklärung über den Zustand der Armee abgiebt. Gegenwärtig scheinen Mr. Brodrid und seine Collegen mit zufriedener Bewunderung auf den Erfolgen zu ruhen, die sie bei der Ausrüstung und dem Transport der letzten Abtheilungen Yeomanry nach Südafrika erreichten. Volunteer-Compagnien sollen nach Hause geschickt werden, nachdem sie von anderen Volunteers abgelöst sind, aber wir hören kein Wort von der Ablösung der Yeomen, der Milizregimenter oder der regulären Truppen, die lange Zeit gedient und die Anstrengungen des Krieges getragen haben. Wir haben auch keine Mittheilung erhalten, die geeignet wäre, die natürlichen Besorgnisse zu zerstreuen, die durch solche Nachrichten, wie sie die Verlustlisten geben, und wie sie trotz der Censur durch Privatquellen sickern, erregt werden. Wir bekommen unzählige Telegramme, in denen uns der Zustand der Boeren als elend geschildert wird. Würde es nicht besser sein, eine Abwechselung dadurch eintreten zu lassen, daß uns etwas Authentisches über den Zustand unserer eigenen Truppen mitgetheilt wird?"

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. April.

Die Parlamentsferien gehen zu Ende; am Dienstag nimmt der **Reichstag**, acht Tage später das **preußische Abgeordnetenhaus** die Arbeit wieder auf. Große Erwartungen bringt man keinem der beiden Parlamente entgegen, soweit es sich um die 5—6 Wochen vor Pfingsten handelt. Der preußische Landtag hat ja so gut wie nichts zu thun, so lange die Canalvorlage sich noch in commissarischer Behandlung befindet. Der Reichstag hat zwar eine Reihe von Specialgesetzen zu verabschieden, aber keines derselben bietet voraussichtlich Anlaß zu lebhaften Debatten oder principiellen Auseinandersetzungen. Dies gilt besonders von dem Gesetzentwurfe, betr. die Versorgung der Kriegsinvaliden und Kriegshinterbliebenen, dessen erste Lesung am Dienstag beginnt. Bekanntlich ging diese Vorlage aus dem Entwurfe für die Reliktenversorgung der Chinakrieger hervor. Der letztgenannte Entwurf wurde in zweiter Lesung abgelehnt, nicht etwa weil man das Gesetz nicht wollte, sondern weil man weiter zu gehen und ein einheitliches Militär-Relictengesetz zu schaffen wünschte. Bei der Einmüthigkeit dieses Wunsches würde man die Vorlage nicht mehr dem Verfahren in der Dunkelkammer einer Commission auszusetzen brauchen, wenn der Entwurf nicht einige Mängel hätte, auf die wir im nächsten Morgenblatte näher eingehen werden und die nur in einer Commission beseitigt werden können. Als zweiter Gegenstand steht für den Dienstag die zweite Lesung der Vorlage über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst auf der Tagesordnung. Bei der Natur dieses Gegenstandes wird die Betheiligung an der Debatte keine besonders lebhafte sein; lange genug wird die zweite Berathung immerhin dauern; es heißt sogar, es seien für sie 8—10 Tage in Aussicht genommen. Zwar hat die Commission äußerst fleißig gearbeitet und der klare, übersichtliche Bericht des Berichterstatters Dr. Esche wird die Debatte ungemein erleichtern; indeß finden sich noch eine große Anzahl strittiger Punkte, die, in der Commission übergangen, im Plenum sicherlich einer erneuten Discussion ausgesetzt sein werden. — Während der zweiten Lesung zum Urheberrecht dürften allgemach die Berichte aus den anderen Commissionen einlaufen und dem Plenum weiteren Berathungsstoff liefern. Wie verlautet, gelangt am 20. April der Bericht über die Vorlage, betreffend die privaten Versicherungs-Unternehmungen, zur Vertheilung. Wann der Bericht über die Seemannsordnung gedruckt vorliegen kann, läßt sich noch nicht vorausbestimmen. Zu diesem Entwurfe beabsichtigen die Socialdemokraten wieder eine große Anzahl von neuen Anträgen einzubringen. Am weitesten zurück ist die Commission für den Entwurf, betreffend den Verkehr mit Weinen, da die Vorlage dem Reichstage sehr spät zuging. Am 23. April soll die zweite Lesung stattfinden, die, nach der Stimmung der Weininteressenten zu urtheilen, das Meiste von dem wieder umwerfen wird, was man in erster Commissionslesung beschloß. Sollte sich der Reichstag in dieser Session übrigens weder über die Seemannsordnung, noch über das Weingesetz schlüssig machen können, so würde man mit Sicherheit voraussehen können, daß beide Gesetzesmaterialien auf absehbare Zeiten von der Tagesordnung verschwinden würden. — Der vorliegende Arbeitsstoff des Reichstages reicht bis Pfingsten aus; ob dann die Session geschlossen werden kann, hängt davon ab, ob der Zolltarif noch erscheint. Die „Nat.-Lib. Corr." hält dies noch für zweifelhaft; auf anderer Seite hält man an der Ansicht fest, daß das vielbändige Monstrum in der zweiten Hälfte des Mai, etwa um Himmelfahrt, an das Haus gelangen werde. In diesem Falle kann natürlich von Sessionsschluß zu Pfingsten nicht die Rede sein.

Mit ihrem Vorschlage, einen neuen Versuch zur Herbeiführung einer **Reichsfinanzreform** so lange zu verschieben, bis die Wirkungen des neuen Zolltarifs auf die Entwickelung des Reichsfinanzwesens erkennbar seien, hat die „Nat.-Lib. Corr." anscheinend kein Glück. Jedenfalls überwiegen in der gesammten nichtpreußischen Presse bei Weitem die Stimmen, die sich nicht nur für die Nothwendigkeit, sondern auch für die Dringlichkeit einer organischen Finanzreform aussprechen. Ganz besonders tritt für eine schleunige Reform die freiconservative „Post" unter dem treffenden Hinweise ein, daß die wichtigsten Rücksichten auf die innere Reichspolitik eine baldige Regelung der finanziellen Beziehung zwischen Reich und Bundesstaaten gebieterisch erheischen. Bei anderer Gelegenheit sind auch in den letzten Tagen die „Hamburger Nachrichten" zu dem gleichen Resultate gekommen, indem sie betonen, daß eine hohe und steigende Inanspruchnahme der Bundesstaaten für Reichszwecke als eine drückende Last empfunden und daß darin zum Theil sogar die Gefahr der Zerrüttung der Finanzen erblickt werden müsse. Vom Standpuncte der inneren Stärke des Reichs, so schließt der angezogene Artikel, ist die der Finanzpolitik der Reichstagsmehrheit direct entgegengesetzte Bismarck'sche Reichsfinanzpolitik die allein richtige, die eigenen Einnahmen des Reiches so zu entwickeln, daß den Bundesstaaten ein Theil derselben zur Bestreitung ihres eigenen Ausgabebedarfs überwiesen werden kann. Gewiß handelt es sich um eine sehr wichtige Entscheidung. Wenn aber das „Berl. Tagebl." hierzu bemerkt, es ließen sich viele Gründe für, aber auch viele gegen eine solche Finanzreform anführen — nebenbei bemerkt, eine Aeußerung, die keinen absolut ablehnenden Standpunct bekundet —, so können die dagegen sprechenden Gründe nicht allzu stichhaltiger Natur sein, wenn man sieht, mit wie kleinlichen Mitteln der Vater des Gedankens, oder wenigstens des Antrags, die Matrikularbeiträge zur Reichsschuldentilgung heranzuziehen, die dagegen erhobenen unwiderleglichen Einwände und den Vorschlag der Reichsfinanzreform in der „Freisinnigen Zeitung" bekämpft. Weiß diese doch nichts Besseres zu sagen, als das eingelernte Sprüchlein vom bayerischen und süddeutschen Partikularismus zu wiederholen und die Anregung einen „Leim" zu nennen. Partikularismus soll also der Widerstand gegen eine Forderung sein, die für die einen Bundesstaaten unerfüllbar ist, aber auch für die andern die Gefahr heraufbeschwört, die dem Einzelstaate zufallenden Culturaufgaben nicht mehr erfüllen zu können und damit auch eine schwere Schädigung für das Reich herbeizuführen. Partikularismus soll es sein, wenn ein völlig gesundes und gesichertes Finanzverhältniß zwischen Reich und Einzelstaaten, wie es nicht nur den letzteren, sondern auch in ganz hervorragendem Maße dem Reichsgedanken zum Segen gereichen würde, als unerläßlich bezeichnet wird. Die Freunde der Reichsfinanzreform haben wahrlich Anlaß, der „Freisinnigen Zeitung" dankbar zu sein. Sie wird ihnen durch solche Methode und Argumente zum werthvollen Bundesgenossen.

Der **Vatikan** legt großen Werth darauf, daß **Oesterreich-Ungarn** als seinen Vertreter beim Papst den Grafen Franz Thun ernenne. Er wäre im Sinne der Curie eine vollständig zuverlässige Persönlichkeit, so recht ein Mann ihres Vertrauens, durch den sie ihre Hände noch mehr als bisher auch in den inneren Angelegenheiten Oesterreichs fühlbar machen könnte. Deshalb wurde — wir folgen einer instructiven Correspondenz der „Münchner Allg. Ztg." aus Wien — der von der österreichisch-

Feuilleton.

30]

Der Oger.

Roman von Hermann Birkenfeld.

Nachdruck verboten.

In athemloser Spannung hat Rudolf Lammert den Worten des Alten gelauscht. „Lisa, die Schwester Ulrich's — —" das, meint er, könne er nicht fassen.

Christian Flügge sieht ihn grimmig an.

„Verstehst es?"

Jetzt hebt Rudolf den Kopf.

„Nicht ganz. Haben Sie denn nie — niemals den Wunsch gehabt, Ihres Sohnes Lage zu bessern?"

„Ahum!" räuspert sich der Alte. „Ihr Pflichttheil haben meine Kinder weg, mehr giebt's nicht einen Pfennig. Klaus soll jubem nicht viel nöthig haben, und Karl — ahum! — habe keine Lust, das Kind jenes Schuftes füttern zu helfen. Ich will und will von der ganzen Bande nichts mehr wissen. Ist mir schon schwer genug geworden, Dir Alles zu erzählen — hätt's auch nicht gethan, wenn Du nicht hättest von mir weglaufen wollen — denn das ist — ahum! — ist just nicht nöthig. Und wo — wohin willst nun?"

„Ich habe noch keinen Entschluß fassen können."

„Eilt auch nicht. Denn ehe man zu — wie heißt der Krämer in Bremen doch noch? — Kralle oder so — ehe man zu dem Manne geht, den Friedrich Fetthenne empfiehlt, überlegt man's zehn Mal. Und das Schiff — ahum! Der Junge, der Heini, scheint der Einzige, der mir von meiner eigenen Sippschaft gefallen könnte — 's hat 'was für sich, so beauhen auf See. Denke mir das wie 'ne Art Krieg: toujours sur la vedette gegen Sturm und Wetter. Aber — ahum! — Eile mit Weile! Erst 'mal auf dem Schlosse nachfragen —"

„Ich dachte auch schon an das Fräulein —"

„So?" fragt der Alte und wirft seinem Schützling einen kurzen Blick zu. „Denkst wohl überhaupt oft daran? Na, macht nichts; ist resolute Person, wie ihr Großvater dermaleinst war, und nichts hochmüthig Feudales drin. Scheint auch mitsammt meinem Baron 'nen Narren an Dir gefressen zu haben. Frag' sie nur! Hat mehr Grütz' im Kopf als zwei von unserer Sorte."

Als Rudolf am anderen Tage Helene von Rheinern seine Rathlosigkeit klagt, sieht sie ihm ein paar Secunden prüfend ins Gesicht, hält dann die Platte mit ihres Großvaters Reliefporträt, an dem sie eben mit einem Polierlappen herumrieb, weit von sich ab, so daß das helle Morgenlicht drauf fällt, zieht die feinen Brauen unmerklich zusammen und fragt, ein wenig über ihre Hobelbank gebeugt: „Sagen Sie mal, Rudolf, haben Sie Vermögen?"

„Ich? — — Warum fragen Sie?" bringt er stockend hervor.

„O!" Sie reibt wieder eifrig in dem Schnitzwerk herum. „Ich denke nur, daß ein kleines Capital dazu gehören wird, wenn Sie als Kaufmann einmal selbstständig werden wollen. Sie können doch nicht blos bis an Ihr Lebensende bei der Bremer Firma in Dienst bleiben."

„Meine Mutter lebt, wie man in Karnin sagt, in ziemlich guten Verhältnissen. Das hat aber für mich keine Bedeutung."

„Warum nicht?" fragt sie, einen Augenblick von ihrer Arbeit aufsehend.

„Weil ich von ihr nichts werde zu fordern haben. Auch habe ich wenig Lust, bei Kelbe und Sohn einzutreten."

„Hm! Das Zweite ist Ihre Sache. Das Erste dagegen wohl schwerlich; denn —", sie hat noch eine winzige Fehlstelle an dem Porträt entdeckt und schabt nun mit dem Schnitzmesser daran herum. —

„Ihre Mutter kann Sie schlechterdings nicht völlig enterben; höchstens könnten Sie, wenn Sie sich ganz besonders starrsinnig geberden wollten, zu Gunsten Ihrer Geschwister verzichten. Sie sehen, ich kann auch materiell denken. Man gewöhnt sich das so an, wenn man die Geschäfte der Familie selbst führen muß. Doch davon abgesehen — Sie wollen also Seemann werden, und halten sich nicht für zu gut, ein Schiffsdeck zu scheuern oder Kohlen zu karren."

Nun hat sie ihre Arbeit ruhen lassen.

„Ich glaube, ich bin für keine ehrliche Arbeit zu gut", entgegnet er fest.

Sie kneift die Lippen zusammen und sieht ihn nachdenklich an, ehe sie spricht:

„Und ich glaube, daß Sie Recht haben. Aber die berühmte „Maria" dampft Ihnen doch nicht so bald fort?"

„In genau vierzehn Tagen."

„Also binnen zwei Wochen Schiffsjunge auf der „Maria". Meinetwegen! Größer werden sie da wohl noch Keinen eingestellt haben. Fürerst bewundern Sie einmal hier das fertige Porträt des Leutnants a. D. Baron von Rheinern und sagen, ich könnte wak."

Sie konnte wirklich etwas.

Ich glaube, sie könnte Alles, denkt Rudolf Lammert, als er eine Viertelstunde nachher den Heimweg entlang schlendert. Alles. In dem Entschlusse, Heini's Aufforderung zu folgen, ist er wieder sehr wankend geworden.

Aber mit Helene redet er kein Wort mehr darüber, bis sie eine Woche später ihm mit einem Briefe entgegentritt:

„Sehen Sie, dahin müssen Sie, gehören Sie."

Dabei tippt sie mit der Fingerspitze auf die Firma eines Geschäftscouverts.

Friedrich Wilhelm Langsen, Bremen, heißt sie.

„Was bedeutet das?"

„Ein Arbeitsfeld für Sie. Eine Drehbank, ein ganzes Dutzend Drehbänke und Fraisemaschinen mit Dampfbetrieb und Allem, was sonst dazu gehört, nautische und andere physikalische Instrumente herzustellen. Dahin sollen Sie und sind bereits angenommen."

„Fräulein Helene!" ruft er, „Sie haben sich für mich verwandt?"

„Ist das etwas so Großes? Meinen Sie ewig hier herumzustümpern, oder wirklich unter der Besatzung der „Maria" den Jüngsten zu spielen? Sie werden viel zu lernen haben, aber ich weiß, daß es Ihnen leicht wird, und Sie meiner Empfehlung keine Schande machen."

„Nein!" ruft er eifrig. „Wenn Sie meine Befähigung nicht überschätzt haben —" Dann fliegt ein jähes Roth über sein Gesicht. „Sie haben nicht nach Bremen geschrieben, was —"

Das Fräulein lacht hell auf.

„Was der arme Sünder Alles auf dem Kerbholze hat? Gott behüte! Dazu hätte ja ein Briefbogen gar nicht genügt."

Da läßt er den Kopf sinken.

„So werde ich es thun", spricht er leise.

Sie sinnt einen Moment nach.

„Mag sein, daß es das Beste ist. Nur gehen Sie mit dem Sünder nicht zu scharf ins Gericht."

Er schreibt, aber ein paar Tage darauf ist er dennoch angenommen.

Mit diesem Bescheide auf dem Wege nach Sprakensen, trifft er Hinnerk Seveloh, den er seit dem Begräbniß seiner Mutter nicht gesehen. Er scheint sehr niedergeschlagen. Rudolf bleibt deshalb bei ihm stehen und spricht ein paar freundliche Worte über die Verstorbene.

„Je, Herr", antwortete Hinnerk, „'s is man nicht das allein. Aber daß Sie nu auch weg wollen — das Fräulein sagt's."

„Ich durfte doch nicht immer auf dem Buchberg bleiben. Der Mensch muß einen Beruf haben — Arbeit, Hinnerk", erklärt er, da Hinnerk ihn bei dem Worte „Beruf" verständnißlos anstarrt.

„Je, Arbeit! Das is 's ja woll. Aber Jobst Meyer sagt nu, er hätte mich blos aus Mitleid angenommen, und müßte nu, wo sein Schwestersohn wieder da is — wissen Sie, der Konrad Sadewaldt, der sich auf'n Jahr als Kutscher bei unserm Landrath verdungen hatte — er müßte nu ohne mich fertig werden."

Rudolf sieht sich den Burschen ein paar Minuten nachdenklich an. Ein stämmiger, breitschultriger Junge.

„Du bist ohne Arbeit, Hinnerk?"

„Ja, Herr Rudolf, von morgen ab, wäre das so."

„Hättest Du Lust, zur See zu gehen?"

Hier thut Hinnerk Seveloh einen Freudensprung.

„Auf'n Schiff? Bin 'mal in Hamburg gewesen mit mein'n Vater un habe da die großen Dampfers un die Segler begucki. — Hui, auf'n Schiff!" Für den Augenblick hat er all' sein Leid vergessen. „Auf'n Schiff! Is 's 'n großes?"

„Ein Dampfer, der Anfang nächster Woche nach Amerika fährt."

Hinnerk ist sprachlos.

„Schaff Dir vom Vorsteher Deine Papiere, Hinnerk. Uebermorgen reisen wir nach Bremen."

Zwei Stunden später schreibt Rudolf Lammert an Heini Flügge — an Bord der „Maria" in Bremerhaven: „Deine „Maria" soll ihren Schiffsjungen haben, und hoffentlich einen brauchbaren. Du trifft ihn am zehnten Abends im „Seehecht".

Das Local hat ihm Helene genannt. Sie kennt Bremen sehr genau.

Rudolf's Abreise in dem alten Jagdwagen des Barons ist kein großes Ereigniß. Der alte Flügge hat des Fräuleins Pläne, wie so ziemlich all' ihr Thun, gebilligt. Susanne Berner ihr Wohlwollen für den Schützling in die sehr greifbare Form eines soliden Reisefrühstücks gekleidet; viel geredet aber haben die beiden alten Leute auf dem Buchberg nicht. Und in Sprakensen, wo der Wagen ein paar Minuten vor dem Schlosse hält, ist nur das Fräulein aus der Thür getreten, ihrem Freunde und auch dem neben ihm sitzenden Hinnerk Seveloh die Hand zum Abschiede zu reichen.

„Es ist ja nicht für lange", spricht sie mit ernstem Lächeln zu Rudolf; „ich komme vielleicht schon bald einmal nach Bremen und kann nachsehen, ob Sie einschlagen, wie man's nennt."

Er hat doch Mühe, seiner Bewegung Meister zu werden, und ehe die Pferde anziehen, hat er sich über Helenens Hand gebeugt und etwas wie einen Dankeskuß auf ihre Fingerspitzen gehaucht, ohne daß sie ihm gewehrt hätte. Doch tritt sie gleich darauf vom Wagen zurück, Johann Westkop, der Kutscher, sagt „Hü!" Rudolf faßt noch einmal an den Hut und grüßt nach ihr zurück, und dann geht die Fahrt nach der Eisenbahn los.

Hätte Hinnerk Seveloh den Handkuß bemerkt, so würde er wohl ein sehr verblüfftes Gesicht gemacht haben; da er aber

SLUB
Wir führen Wissen.